

Familie

Tanja Mühling und Marina Rupp

1 Familienbegriffe

Die überwiegende Mehrheit der Menschen hat im Laufe ihres Lebens zwei Familien: Die *Herkunftsfamilie*, also die Familie, in die man hineingeboren wird und in der man aufwächst, und die *Zeugungsfamilie*, die man selbst im Erwachsenenalter gründet. Im *Alltagsverständnis* kann sich die Bezeichnung „meine Familie“ daher sowohl auf die Eltern und Geschwister als auch auf den Partner und die eigenen Kinder beziehen. Auch in der *Familiensoziologie* existieren enge und weite Familienbegriffe nebeneinander. Eine zentrale Unterscheidung, die bei der Darstellung des soziologischen Gegenstands „Familie“ immer mehr Schwierigkeiten bereitet, ist die Differenzierung zwischen Haushalt und Familie. Familie wurde lange Zeit implizit mit einem gemeinsamen Haushalt gleichgesetzt. Abgesehen von der Tatsache, dass familiäre Beziehungen auch über Haushaltsgrenzen hinweg existieren, gewinnt die Frage an Relevanz, wie das Kriterium „Zusammenleben“ definiert wird.

Oftmals wird Familie im eingeschränkten Sinne der sogenannten *Klein- oder Kernfamilie* (Parsons 1964) gebraucht: Damit ist ein (Ehe-)Paar mit seinen Kindern gemeint, d.h. es wird auf zwei Generationen abgestellt, die idealerweise auch zusammen leben. Familie umspannt aber schon in historischer Perspektive einen größeren sozialen Kontext. Die zunehmende Wahrnehmung der Bedeutung der Generationenbeziehungen (Lüscher/Liegle 2003) hat dazu geführt, dass nach einer zeitweiligen Engführung des Familienbegriffes heute in der Familiensoziologie wieder verstärkt auf die Einbindung der Kleinfamilie in ein Netzwerk familialer Beziehungen geachtet wird. Dies steht auch vor dem Hintergrund, dass zu keiner Zeit die Wahrscheinlichkeit so groß war wie heute, dass mehrere Generationen zugleich leben – ein Effekt der deutlich gestiegenen Lebenserwartung. *Mehrgenerationenfamilien* mit *gemeinsamem* Haushalt sind dennoch die Ausnahme.

Eine sehr enge Definition, die bis in die 1980er Jahre vorherrschte, definierte Familie über die *Ehe*. Dieses traditionale Familienkonzept resultierte zum einen aus der sozialen und teils auch rechtlich verankerten Diskriminierung nichtehelicher Lebens- und Familienformen, die jedoch zwischenzeitlich deutlich abgenommen hat, und zum anderen aus der früher selbstverständlichen Erwartung, dass aus Ehen Kinder hervorgehen. In dieser traditionellen Perspektive wurden Familien mit nur einem Elternteil als „unvollständig“ erachtet.

Ein weiterer Aspekt, nach dem Familien differenziert werden, ist die Form der Elternschaft. Diesbezüglich lassen sich *Stief-, Adoptiv- und Pflegefamilien* unterscheiden, je nach rechtlicher und/oder sozialer Stellung des Kindes zu den Eltern. Eine seltene Variante der Stieffamilie ist die *Patchworkfamilie*, die sich dadurch auszeichnet, dass leibliche Kinder beider Partner vorhanden sind. Weiterhin ist heute auch die Frage nach der biologischen Elternschaft zu stellen. Bei den *Inseminationsfamilien* entsteht durch evtl. Beziehungen zum Samenspender möglicherweise ein spezifisches Beziehungsgeflecht. Wachsen Kinder bei zwei gleichgeschlechtlichen Partner(inne)n auf, spricht man von *Regenbogenfamilien*.

Diese weisen vielfältige Formen auf, da die Kinder den unterschiedlichsten Konstellationen entstammen und damit sehr verschiedene Rechtspositionen zu den Eltern haben können. Eine weitere Unterscheidung kann anhand der Kinderzahl der Familie vorgenommen werden, wobei der Begriff „*kinderreiche Familie*“ heute für Haushalte mit drei oder mehr Kindern verwendet wird. Da Familienformen zudem hinsichtlich der Institutionalisierung der Paarbeziehung differenziert werden können (s.o.), ergibt sich eine breite Palette von Varianten.

In der amtlichen Statistik wird bei der Klassifikation von Lebens- und Familienformen stets auf den gemeinsamen Haushalt als Voraussetzung Bezug genommen. In dem sogenannten *Lebensformenkonzept* des Statistischen Bundesamtes gelten als Familien in Deutschland seit dem Jahr 2005 Haushalte mit ledigen Kindern, die wiederum nach Ehepaaren, nichtehelichen Lebensgemeinschaften, gleichgeschlechtlichen Paaren und Alleinerziehenden differenziert werden. Das Lebensformenkonzept entspricht im internationalen Vergleich u.a. der Vorgehensweise in den skandinavischen Ländern, während im anglo-amerikanischen Sprachraum in Anlehnung an das Familienkonzept der Vereinten Nationen zumeist auch kinderlose Ehepaare unter den Familienbegriff subsumiert werden.

Grundsätzlich lassen sich nach dem Lebensformenkonzept drei Dimensionen benennen, die den Bereich Familie und die damit verbundenen Bezeichnungen kultur- und zeitübergreifend strukturieren: Basis für Familie ist stets das Vorhandensein von (mindestens) zwei Generationen. Als weiterer zentraler Aspekt wird die sogenannte „biologisch-soziale“ Doppelnatur erachtet, welche jedoch – wie gezeigt wurde – an Bedeutung eingebüßt hat. Zudem ist Familie gekennzeichnet durch ein spezifisches Beziehungs- und Solidaritätsverhältnis (vgl. Nave-Herz 2004: 30). Der Begriff „Familie“ steht demnach für Eltern-Kind-Gemeinschaften in sehr unterschiedlichen Lebens- und Beziehungsformen. Vor diesem Hintergrund muss stets eindeutig definiert werden, welches Konzept von Familie den sozialwissenschaftlichen Betrachtungen zu Grunde gelegt wird.

2 Grundbetrachtungsweisen und Theorien der Familiensoziologie

Auch ohne den Begriff der Familie als „Keimzelle“ der Gesellschaft bemühen zu müssen, steht fest, dass die Familie für die Mitglieder einer Gesellschaft ein in besonderer Weise prägendes und ordnendes Element darstellt und dass Familie „ein integrales Element der sozialen Struktur einer Gesellschaft“ (Huinink/Konietzka 2007: 12) bildet. Vor diesem Hintergrund ist die Familie ein wichtiges Forschungsfeld der Soziologie. Die Familiensoziologie entwickelte sich daher als eigenständige Disziplin bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Dabei verfolgten praktisch alle Vorläufer der Familiensoziologie ein moralisches oder politisches Ziel und haben Familie folglich sehr normativ beschrieben. Allerdings wird auch in späteren Werken der Familiensoziologie das Postulat der Werturteilsfreiheit der Wissenschaft nicht immer eingelöst. Bei emotional und ethisch besetzten Themen wie der Familie bleibt es eine Herausforderung für die Forschung, neutral und objektiv an den Untersuchungsgegenstand heranzugehen.

Idealtypisch lassen sich laut René König (König 1976: 27ff.) zwei grundlegende Perspektiven der Familiensoziologie unterscheiden, nämlich die Analyse der Familie als eine soziale Institution und die Betrachtung der Familie als soziale Gruppe:

Beim makrosoziologischen Blick auf die *Familie als soziale Institution* steht das vielschichtige Verhältnis von Gesellschaft und Familie im Vordergrund des Interesses (vgl. auch den Beitrag zu „Institution“ in diesem Band). Aus einer Art Vogelperspektive wird hierbei untersucht, welche Aufgaben die Familie in der Gesellschaft übernimmt und welchen Einfluss die durch das Familienrecht und die Familienpolitik gesetzten sowie andere gesellschaftliche Rahmenbedingungen auf die Institution Familie haben. Zu den zentralen Funktionen der Familie gehören unabhängig vom kulturellen und zeitlichen Kontext die Reproduktions- und Sozialisationsfunktion, d.h. Kinder werden in der Familie geboren und erfahren dort ihre primäre Sozialisation. Darüber hinaus kommt der Familie eine soziale Platzierungsfunktion zu, denn der Status einer Person, ihre Bildungs- und Einkommenschancen hängen maßgeblich vom sozialen Kapital der Herkunftsfamilie ab. Andere Funktionen der Familie unterliegen stärker dem sozialen Wandel. So hat die Familie insbesondere im Zuge der Industrialisierung eine Reihe von Aufgaben an andere gesellschaftliche Institutionen abgegeben. Durch die räumliche Trennung von Wohnung und Arbeitsstätte hat die Familie ihre Produktionsfunktion weitgehend eingebüßt, hinsichtlich ihrer Erziehungsfunktion wurde die Familie seit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht im Jahr 1871 durch Schulen und die neu entstehenden Kindergärten entlastet, und die Freizeitfunktion der Familie ging teilweise an Vereine und Verbände über. Die Entlastung von den genannten Funktionen, die aus heutiger Sicht sogar familienfremd erscheinen, eröffnete im 19. Jahrhundert im Zuge der Durchsetzung des bürgerlichen Familienideals Raum für einen Wandel hin zu emotionalen und Schutzfunktionen. Aktuelle familiensoziologische Studien befassen sich – ebenso wie die familienpolitischen Diskussionen – vor allem mit der Reproduktionsfunktion der Familie und untersuchen vor dem Hintergrund der gesunkenen Geburtenzahlen Unterschiede im generativen Verhalten nach sozialer Schicht, dem Geschlecht und den regionalen Kontextfaktoren.

Die Mikrosoziologie der Familie beschäftigt sich mit der inneren Ordnung und Struktur der Familie als eigenständigem Sozialgebilde, sie schaut gewissermaßen in die Familie hinein. Nimmt die Familiensoziologie eine derartige Perspektive ein, so betrachtet sie die *Familie als soziale Gruppe* und setzt den Fokus ihrer Fragestellungen und Erklärungsansätze auf die Binnenstruktur der Familie. Im mikrosoziologischen Verständnis besteht die Familie demnach aus einer überschaubaren Anzahl von Personen, die auf Dauer in enger emotionaler und solidarischer Verbindung zueinander stehen. Die Familie bildet einen von äußeren Zwängen relativ entlasteten Sozialbereich („Insulation“), in dem die Ausgestaltung der Beziehungen in erster Linie den Bedürfnissen der Mitglieder folgt. Von familiensoziologischem Interesse sind hier vor allem Fragen von Macht und Autorität in der Familie, die innerfamilialen Kommunikationsstrukturen, Rollenverteilungen und die Emotionalität der Paar- wie der Eltern-Kind-Beziehungen. Untersucht werden z.B. die innerfamiliale Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die familiäre Sozialisation und Generationenbeziehungen sowie die Veränderungen, denen diese Ebenen in den verschiedenen Phasen der Familienbiographie unterliegen.

Insgesamt ist in der Familiensoziologie ein deutlicher Trend von den makro- hin zu mikrotheoretischen Betrachtungen zu beobachten, was u.a. an der zunehmenden Zahl von Forschungsarbeiten zu einzelnen familialen Prozessen zu erkennen ist. Im Folgenden werden die wichtigsten theoretischen Ausrichtungen innerhalb der Familiensoziologie skizziert. Für eine umfassendere Einführung in die familiensoziologische Theorie empfehlen

sich z.B. Huinink und Konietzka (2007), Nave-Herz (2004), Peuckert (2008) sowie Hill und Kopp (2006).

2.1 Differenzierungstheorie

Die Theorie gesellschaftlicher Differenzierung ist eine soziologische Makrotheorie, als deren klassischer Vertreter Durkheim gilt. „Höhere“ Gesellschaften setzen sich nach Durkheim aus stark spezialisierten Teilbereichen zusammen, sie sind demnach funktional differenziert und durch einen hohen Grad der Arbeitsteilung geprägt. Dieser Grundgedanke spiegelt sich später auch in Parsons' Strukturfunktionalismus (siehe 2.2) wider. Aus differenzierungstheoretischer Sicht ist die moderne Kernfamilie im Zuge der Industrialisierung durch die Auslagerung von Aufgaben an andere Teilbereiche und die Konzentration auf einen eigenen Funktionsbereich entstanden.

Generell wird Differenzierung als das fundamentale Kennzeichen der sozialen Evolution betrachtet, da funktionale Spezialisierungen die Anpassungsfähigkeit an die Umwelt steigern. Die zunehmende Ausdifferenzierung führt dann in der Regel zu komplexer werdenden Binnenstrukturen. Die Flexibilitätsanforderungen infolge der Durchsetzung des Marktprinzips in modernen Gesellschaften bedingen einen Stabilitätsverlust der „Normalfamilie“, und es entwickeln sich Alternativen. Dies führt zu einer Wählbarkeit der Lebensform aus einem Angebot mehr oder weniger flexibler und/oder angepasster Versionen, bis schließlich die bürgerliche Kernfamilie ihr Monopol verliert (Meyer 1992, 1993). Die Wahl der Lebensform erfolgt nach der dominanten Orientierung des Einzelnen, die eher individualistisch (freiwillige Singles, WG), paarorientiert (Nichteheliche Lebensgemeinschaft, kinderlose Ehe) oder kindorientiert (Ehepaare mit Kindern, Alleinerziehende) ausfallen kann. Die Normalfamilie differenziert sich also in plurale Lebensformen mit unterschiedlichen Freiheits- und Individualisierungsgraden aus.

Sozialer Wandel wird aus Sicht der Differenzierungstheorie stets in der Form interpretiert, dass „ein Subsystem auf äußere Störungen des Gleichgewichtszustands durch funktionale Spezialisierung reagiert, um einen neuen Gleichgewichtszustand zu erreichen“ (Huinink/Konietzka 2007: 104). Problematisch an der Differenzierungstheorie ist die Tatsache, dass sie einen Trend beschreibt, ohne einen expliziten Bezug zu den Handlungen von Individuen herzustellen. Für die Erklärung und Analyse konkreter Aspekte des familialen Wandels ist sie daher kaum zu gebrauchen.

2.2 Die Perspektive des Strukturfunktionalismus in der Familiensoziologie

Die Grundannahme des *strukturell-funktionalen Zugangs*, der lange Zeit der vorherrschende Ansatz in Deutschland war, lautet, dass die (Überlebens-)Erfordernisse der Gesellschaft die Form und Funktionen der Familie bestimmen. In Anknüpfung an Durkheim ging Talcott Parsons davon aus, dass sich die „isolierte Kernfamilie“ im Zuge eines funktionalen Spezialisierungsprozesses herausgebildet habe. Die moderne, bürgerliche Kleinfamilie habe sich auf die Befriedigung der emotionalen und psychischen Bedürfnisse ihrer Mitglieder sowie auf die primäre Sozialisation des Nachwuchses als Handlungs- und Funktionsbereiche spezialisiert, nachdem die Familie als Produzent ökonomischer Güter durch die indus-

trielle Erwerbsarbeit an Bedeutung verloren habe (vgl. z.B. Parsons/Bales 1956). Im Rahmen des AGIL-Schemas kommt der Familie die Funktion der Strukturhaltung und Spannungsbewältigung zu, d.h. sie steht für die Bewahrung latenter gesellschaftlicher Funktionen ein, während beispielsweise die Wirtschaft als Teilsystem den Aufgabenbereich Adaption bzw. Bereitstellung von Mitteln zur Zielerreichung innehat.

Die Familie selbst wird als soziales System betrachtet, und zwar als ein Interaktionssystem, in dem Handlungen vorstrukturiert sind, weil sich die Handelnden als Rollenträger an gemeinsamen Normen orientieren. Die Vierfeldertafel des AGIL-Schemas lässt sich damit auch auf die Binnenstruktur der Familie übertragen. Zur optimalen Funktionserfüllung wird hierbei die zweifache Differenzierung nach instrumental (d.h. nach außen gerichteten Funktionen) vs. expressiv (d.h. den nach innen gerichteten Funktionen wie der Versorgung der Familienmitglieder) sowie nach Dominanz vs. Subdominanz vorgenommen. Während die erste Differenzierung der Unterscheidung nach männlicher und weiblicher Geschlechterrolle entspricht, mithin die innerfamiliäre Arbeitsteilung kennzeichnet, bezieht sich die zweite Differenzierung auf das Generationenverhältnis und regelt so die Autoritätsverhältnisse und Prinzipien der Sozialisation.

Parsons' Beschreibungen der Kleinfamilie entstanden in Amerika in der Mitte des 20. Jahrhunderts, vor dem „Pillenknick“ und dem Anstieg der Scheidungsraten, und beziehen sich demnach auf eine spezielle historische Situation. Die Hauptkritik am struktur-funktionalen Zugang innerhalb der Familiensoziologie stellt daher vor allem darauf ab, dass der heutige Variantenreichtum familialer Strukturen in dieser makrosoziologischen Perspektive ausschließlich aus den Bedürfnissen der Gesellschaft abgeleitet wird, als könnte diese als handlungsfähige Entität angesehen werden. Außerdem werden die Akteure vorwiegend als Rollenträger betrachtet und dabei ihre individuellen Handlungsspielräume vernachlässigt.

2.3 *Interaktionistischer Fokus*

Aus Kritik und als Ergänzung zum strukturfunktionalistischen Handlungskonzept entstand der symbolische Interaktionismus, als dessen Vertreter George Herbert Mead, Herbert Blumer und insbesondere Ernest Burgess zu nennen sind. Der interaktionistische Ansatz weist eine große Nähe zur Sozialpsychologie auf und ist ein Teil der verstehenden, interpretativen Soziologie, welche die Bedeutungen erschließen will, die Individuen mit ihren Handlungen verbinden.

Die grundlegende Prämisse des symbolischen Interaktionismus lautet, dass Menschen Objekten, d.h. materiellen Dingen und geistigen Produkten, gegenüber auf Grund der Bedeutung, die diese Dinge für sie haben, handeln. Diese Bedeutung entsteht in einem Interaktionsprozess und ist historisch wandelbar. Individuen sind bestenfalls lose an Rollenvorgaben gebunden, stattdessen besitzen sie erhebliche Handlungsspielräume, die sich daraus ergeben, dass konkrete Situationsdefinitionen meist erst ausgehandelt werden müssen, da in sozialen Situationen das Handeln anderer einen grundlegenden Bestandteil der Situation darstellt. Ziel der empirischen interaktionistischen Forschung ist das Verstehen dieses Prozesses, dies soll durch eine möglichst detaillierte Beschreibung erreicht werden. Voraussetzung hierfür ist die Kenntnis der signifikanten Symbole einer Kultur.

Ein wichtiger Gegenstandsbereich der interpretativen Familienforschung ist daher die Frage, welche subjektiven Bedeutungen Ehe und Familie für die handelnden Individuen

haben. Zwar gibt es Rollenentwürfe für das Familienleben, aber diese sind nicht konkret, so dass sie auf Basis von subjektiven Deutungsprozessen mit Handeln gefüllt werden müssen. Folglich zwingt Familie und insbesondere die Ehe die Beteiligten im höheren Maße als andere Interaktionszusammenhänge zur Konstruktion einer eigenen, exklusiven Sinn-Welt, indem fortwährend Situationsdefinitionen ausgehandelt werden. Ehe bzw. Partnerschaft sind damit Prozesse, welche die Individualität der Beteiligten (unbeabsichtigt) verändern und deren Erfolg von den jeweiligen Biographien und dem Prozessverlauf selbst abhängen.

Kritisch anzumerken ist, dass unklar bleibt, welche Mechanismen den Deutungsprozess der Individuen letztlich determinieren. In Bezug auf Ehe und Familie bedeutet dies, dass kausale Aussagen darüber fehlen, von welchen sozialen Faktoren der Verlauf des Prozesses gegenseitiger Aushandlung abhängt. Der symbolische Interaktionismus ist durch eine gewisse Skepsis gegenüber großen Theorien, wenn nicht sogar durch Theorieabstinenz geprägt und zeichnet sich in seinen Thesen durch einen hohen Pragmatismus aus. Generell ist festzuhalten, dass er keine Erklärungen liefert. Probleme ergeben sich ferner daraus, dass basierend auf dem interaktionistischen Ansatz ausschließlich qualitative Forschung betrieben wird, was die Verallgemeinerbarkeit der empirischen Befunde einschränkt. Dies mag dazu beigetragen haben, dass diese Forschungstradition heute innerhalb der Familiensoziologie nur eine nachrangige Position einnimmt.

2.4 Individualisierungsthese

Der Grundgedanke einer zunehmenden Individualisierung der Gesellschaft findet sich bereits bei Durkheim, Simmel, Weber und Tönnies. Gegenwärtig wird die Individualisierungsthese am stärksten mit Ulrich Beck (1986) in Verbindung gebracht, der die Erosion von Klassen- und Schichtgrenzen, die „Diversifizierung von Lebenslagen“, die Herauslösung aus traditionellen Sozialformen, neue Arten sozialer Einbindung und einen Verlust an Sicherheiten und Verhaltensleitlinien konstatiert (vgl. auch den Beitrag zu „Individualisierung“ in diesem Band). Individualisierung führt zu einer zunehmenden Breite der Verhaltensmöglichkeiten sowie einer wachsenden Betonung des Individuums und seiner Einzigartigkeit. Kennzeichnend dafür sind gestiegene Handlungsmöglichkeiten, aber auch gestiegene Gestaltungszwänge im Rahmen von individualisierten „Bastelbiographien“ (Beck 1986: 217). Der Zwang zur individuellen Lebensgestaltung unter gesellschaftlichen Restriktionen wie Unsicherheit und dem Fehlen von Vorgaben hat eine starke Instabilität und Unattraktivität der Normalfamilie und einer Zunahme anderer Lebens- und Familienformen zur Folge (Beck-Gernsheim 1998: 18).

Der Individualisierungsprozess hat in den vergangenen Jahrzehnten insbesondere die Optionen der Lebensgestaltung von Frauen erweitert (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 44). Durch die Bildungsexpansion und die gestiegene Erwerbsbeteiligung haben Frauen Abhängigkeitsverhältnisse überwunden und neue Entfaltungsmöglichkeiten gewonnen, der Preis dafür ist jedoch ein Verlust traditioneller Sicherheiten und verbindlicher Rollenmuster. Hinsichtlich Partnerschaft, Ehe und Familie ist der Individualisierungsprozess für beide Geschlechter, jedoch gerade für Frauen, oftmals gleichbedeutend mit Entscheidungs- und Handlungskonflikten, etwa zwischen der Erfüllung eines Kinderwunsches und beruflichen Ambitionen (vgl. 3.3).

2.5 *Das Paradigma der Deinstitutionalisierung*

Die These der Deinstitutionalisierung ist eng mit der Individualisierungsthese verwandt. Während die Individualisierungsthese jedoch eine allgemeine Theorie sozialen Wandels ist, die auf die Familie angewendet werden kann, bezieht sich die These der Deinstitutionalisierung explizit auf den Wandel der Institution ‚Familie‘ seit dem „golden age of marriage“ der 1960er Jahre. Die These der Deinstitutionalisierung besagt nicht, dass Familie und Ehe keine sozialen Institutionen mehr seien, sie konstatiert jedoch, dass der Verbindlichkeitscharakter der Familie und Ehe abgenommen habe und sich die Regeln und Leitbilder, die diese Institutionen betreffen, wandeln.

Tyrell (1988) beschreibt den Prozess der Deinstitutionalisierung anhand der folgenden Merkmale: Früher habe sich die bürgerliche Familie durch Wertformeln wie „naturgemäß“, „heilig“ und „gesund“ legitimiert und umfassenden verfassungsrechtlichen Schutz genossen, nun seien jedoch Legitimitätseinbußen der behördlich-förmlichen Eheschließung festzustellen. Außerdem führe die sinkende Inklusion der Bevölkerung in die Institution Ehe – man heiratet später oder gar nicht und verbleibt oftmals nur zeitlich begrenzt in der Ehe – zu einem Verlust ihrer vormals exklusiven Monopolstellung. Des Weiteren unterliege die Ehe einer „motivationalen Rezession“, was nicht zuletzt durch den Abbau sozialer Kontrollen im Sinne einer „Privatisierung der Moral“ bedingt sei. Die Entkoppelung von Ehe, Partnerschaft, Sexualität, Haushaltsgründung und Elternschaft habe dazu geführt, dass man heute einzelne Elemente isoliert erleben oder auf verschiedene Weise kombinieren könne. Der einst verbindliche Zusammenhang zwischen diesen Lebensbereichen ist weitgehend aufgelöst, man kann ohne gravierende soziale Sanktionen auch auf längere Sicht unverheiratet zusammen leben, als Ehepaar getrennte Haushalte führen oder ohne feste Partnerschaft Mutter werden.

Analog zur Individualisierungsthese impliziert die These der Deinstitutionalisierung der Familie gleichermaßen einen Freiheitsgewinn für das Individuum wie auch einen Verlust der Sicherheiten, die verbindliche Institutionen gewähren.

2.6 *Entscheidungstheorien*

Ähnlich wie im symbolischen Interaktionismus steht bei den verschiedenen mikrosoziologischen Entscheidungstheorien, die heute in der Familiensoziologie eine bedeutsame Rolle einnehmen, der Mensch als handelndes Individuum im Mittelpunkt:

Die *ökonomische Theorie der Familie*, deren wichtigster Vertreter Gary S. Becker (1981, 1993) ist, basiert auf der Grundidee, dass Familienprozessen – wie Eheschließung, Fertilität, Aufgabenteilung – Entscheidungen zu Grunde liegen, die den Einsatz und die Verteilung von knappen Gütern zum Inhalt haben. Die wichtigsten dieser knappen Güter sind Zeit und Humankapital. Dabei wird unterstellt, dass die Entscheidungsträger rational handeln, d.h. sie maximieren eine eindeutig definierte Nutzenfunktion. Die Zielgröße (Outputs) dieser Nutzenfunktion sind soziale Güter („commodities“), wie z.B. Wohlstand, Prestige, gegenseitige Zuneigung, Pflege, Kinder etc., die für die Familie bzw. den Haushalt produziert werden. Dieser Ansatz erlaubt mit Hilfe verschiedener Zusatzannahmen und inhaltlicher Komponenten die Generierung von Hypothesen zu fast allen Fragestellungen der Familiensoziologie.

Kritiker der ökonomischen Theorie der Familie wenden sich in der Regel gegen die Anwendung einer so grundlegenden Rationalitätsannahme im Kontext eines Sozialgebildes, das auf emotionalen Bindungen beruht. Außerdem behandelt Becker die Familie wie einen „Ein-Personen-Haushalt“, denn es gibt nur eine gemeinsame Haushaltsnutzenfunktion. Die Annahme einer derartigen Haushaltsnutzenfunktion und ihrer kollektiven oder diktatorischen Maximierung durch die Familienmitglieder ist sehr umstritten. Insbesondere werde hierbei die große Bedeutung von in der Sozialisation vermittelten sozialen Normen, Rollenvorgaben und Familienleitbildern vernachlässigt, die beispielsweise für die Erwerbsbeteiligung von Müttern und Vätern höhere Relevanz haben als geschlechtsspezifische Spezialisierungseffekte und komparative Vorteile, wie sich empirisch belegen lässt.

Die Grundthese der *Austauschtheorie* (Thibaut/Kelley 1959, Foa/Foa 1980) ist, dass Individuen Beziehungen eingehen, weil beide Partner jeweils über Fähigkeiten, Güter oder Mittel verfügen, die für den anderen gewinnbringend sind, z.B. weil er sie selbst nicht besitzt. Soziale Beziehungen sind demnach Tauschbeziehungen, die eingegangen und aufrechterhalten werden, wenn dabei eine günstige Kosten-Nutzen-Bilanz realisiert werden kann. Obwohl es prinzipiell keine Restriktionen beim Tausch verschiedener Ressourcen gibt, ist es in der Praxis beispielsweise unüblich, Zärtlichkeit gegen finanzielle Zuwendungen zu tauschen. Je größer die Distanz zwischen zwei Arten von Ressourcen ist, umso weniger ist ihr Tausch sozial akzeptiert. Allerdings bleibt die Begründung für diese Thesen ebenso unklar wie die Konsequenzen. Dauerhaft ungleichgewichtige Beziehungen erklären sich entweder durch eine unterschiedlich starke emotionale Bindung der Partner aneinander oder dadurch, dass einer der Partner auf dem Partnermarkt mit einem Mangel an guten Alternativen zur bestehenden Beziehung konfrontiert ist.

Die *Theorien der rationalen Wahl* bestimmen in der Familiensoziologie derzeit weitgehend die Forschungslandschaft und greifen sowohl Hypothesen der ökonomischen Theorie als auch der Austauschtheorie auf (z.B. Esser 2002). Die Argumentationen der New Home Economics und der Austauschtheorie bereichern sich hierbei jeweils um wichtige Aspekte. So erscheint es oftmals unplausibel, dass sich Partner der Logik ihrer gemeinsamen Haushaltsnutzenfunktion unterordnen, was durch die Betonung von individuellen Interessen in den austauschtheoretischen Zugängen auf zielführende Weise ergänzt werden kann. Umgekehrt erweitert die ökonomische Grundidee, dass gerade im arbeitsteiligen Handeln eine Stärke von Paarbeziehungen liegt, die austauschtheoretische Argumentation. In den „Rational Choice-Ansätzen“ wird davon ausgegangen, dass Familienprozesse als Ergebnis zielgerichteten Handelns erklärt werden können, wobei unintendierten Handlungskonsequenzen eine wesentliche Bedeutung zukommt.

2.7 *Familiale Entwicklung im Modell des Familienzyklus*

Aufbauend auf den breit angelegten empirischen Studien, die seit den 1930er Jahren im Zuge der Umorientierung der sozialwissenschaftlichen Methoden hin zur quantitativen empirischen Sozialforschung vor allem in den USA durchgeführt wurden, entwickelte sich der Familienzyklus als Forschungsansatz (Diekmann et al. 1993). In diesem heuristischen und deskriptiven Konzept, das in der englischsprachigen Familiensoziologie auch als „family development“ oder „family career“ bezeichnet wird, wird Familie als dynamisches Gebilde betrachtet, das im Lauf seiner Entwicklung mehrere typische Phasen durchläuft.

Diese Phasen weisen qualitative Unterschiede in der Rollen- und Interaktionsstruktur der Familie auf. Die Übergänge im Familienentwicklungsprozess sind zumeist durch konkrete Ereignisse (z.B. Geburten der Kinder) im Lebenslauf der Familie bestimmt.

In der Literatur findet sich eine Fülle von Familienzyklus-Modellen, die sich nicht nur durch die Anzahl der Phasen unterscheiden, sondern je nach Forschungsinteresse und theoretischen Vorüberlegungen im Hinblick auf die Beschreibung des familialen Wandels auch inhaltlich verschiedene Akzente setzen. In einfachen Vier-Phasen-Modellen werden in der Regel die mit der Eheschließung beginnende Aufbauphase, die durch die Geburt des ersten Kindes eingeleitete eigentliche Familienphase, die durch den Auszug des letzten Kindes initiierte nacherlerliche Phase (sog. „Empty Nest“) und die durch den Tod des ersten Partners hervorgerufene Auflösungsphase differenziert.

Die Nutzung des Familienzyklus-Ansatzes kann aus verschiedenen Perspektiven geschehen: Eine Grundidee ist, dass die einzelnen Entwicklungsstufen eine unabhängige Variable darstellen, die ursächlich ist für Unterschiede hinsichtlich der anstehenden Aufgaben und der praktizierten Rollenaufteilung. Ein anderer Blickwinkel auf das Modell des Familienzyklus betrachtet die Phasenzugehörigkeit als abhängige Variable und fragt nach den Determinanten der phasenbestimmenden Ereignisse, dem Lebensalter bei Phasenbeginn und -ende, der Dauer der Phase und ihrer Verortung in der Biographie, den Veränderungen der Familienzusammensetzung und möglichen Veränderungen im Zeitablauf der Phasen. Die meisten dieser Konzepte unterstellen allerdings eine nicht-kinderlose, stabile Ehe, so dass Ereignisse und Phänomene wie Scheidung, Wechsel im Personalbestand der Familie und Kinderlosigkeit gänzlich unberücksichtigt bleiben. Dadurch verdecken diese Modelle die zunehmende Pluralität von Lebensformen und die Ausdifferenzierung von Familienbiographien. Dieser tendenziell normative Charakter der Modelle wird kritisch gesehen, da es hierdurch zu einer Ausgrenzung abweichender Verläufe und Lebensformen, etwa von Alleinerziehenden oder von bilokalen Familien, kommen könne.

2.8 Familiäre Entwicklung aus der Lebenslaufperspektive

Aufgrund der genannten Schwachpunkte des Familienzyklus-Modells werden familiäre Entwicklungen heute immer weniger vor dem Hintergrund vorgezeichneter und geordneter Abläufe als vielmehr als Bestandteil individueller, komplexer Lebensläufe analysiert (Huinink/Konietzka 2007: 42-46). Der Lebenslauf ist ein Ensemble von Einzelprozessen, in denen die Partnerschaftsbiographie und Familienentwicklung eng verwoben sind mit der Bildungs- und Berufsbiographie, der Gesundheitsbiographie sowie Mobilitätsprozessen und daher mit diesen abgestimmt werden müssen. Der Lebensverlauf wird strukturiert durch biographische Übergänge, besondere zeitgeschichtliche Ereignisse, die Einflüsse gesellschaftlicher Institutionen und durch die Orientierung an „Normallebensverläufen“. Die Unterschiede zwischen den institutionellen Rahmenbedingungen in verschiedenen Wohlfahrtsstaaten schlagen sich in unterschiedlichen Lebensverlaufsmustern nieder, weswegen im Rahmen der Lebenslauforschung neben Kohortenvergleichen zu bestimmten Problemen und Statusübergängen (vgl. Alwin/McCammon 2003) internationale Vergleiche weit verbreitet sind (z.B. Mayer 2005).

In der Lebensverlaufsperspektive werden die jeweils spezifischen individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen erklärt, unter denen Akteure weichenstellende Entschei-

dungen, z.B. für oder gegen Paarbeziehungen oder Kinder, treffen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Lebenslauf aus Sicht des Individuums ein multidimensionaler, komplexer Handlungszusammenhang ist, der durch vielfältige Interdependenzen gekennzeichnet ist und in dem der zeitlichen Dimension des Handelns große Bedeutung zukommt. Gegenwärtige Handlungsmöglichkeiten, Einstellungen und Präferenzen sind maßgeblich geprägt durch frühere Entscheidungen und Handlungen sowie durch biographische Erfahrungen in der Vergangenheit. Zugleich wirken sich subjektive Antizipationen künftiger Ereignisse auf aktuelle Entscheidungen aus. Pfade, die im beruflichen oder privaten Bereich einmal eingeschlagen wurden, besitzen häufig eine gewisse Eigendynamik und sind nicht einfach wieder zu verlassen.

In der Familiensoziologie wird die Familienentwicklung heute als Komponente des individuellen Lebenslaufs betrachtet. Zentrale familiäre Ereignisse wie die Eheschließung oder die Geburt eines Kindes werden vor diesem theoretischen Hintergrund als Statusübergänge verstanden, welche die soziale Position und Lage des Individuums verändern und Auswirkungen auf den künftigen Lebenslauf haben. Dabei wird auch aus dieser Perspektive deutlich, dass sich die Freiräume für die individuelle Lebens- und Familienplanung insgesamt vergrößert haben und die Heterogenität von Lebensstilen zugenommen hat. Der Lebensverlauf wird dadurch im Hinblick auf Beruf, Familie und soziale Absicherung immer mehr zur Entwicklungsaufgabe des Einzelnen.

3 Anwendbarkeit theoretischer Ansätze auf Aspekte familialer Realität

Unbestritten ist, dass die Familienlandschaft insbesondere im Vergleich zur frühen Nachkriegszeit an Vielfalt und Dynamik gewonnen hat. Familie ist damit zu einem sehr veränderlichen Forschungsgegenstand geworden, der nur in der Prozessdimension (Heinz/Marshall 2003) begriffen werden kann, wobei es dennoch wichtig ist, auch die Binnenstrukturen zu berücksichtigen (vgl. auch den Beitrag zu „Prozess“ in diesem Band). Im Folgenden werden daher die familialen Entwicklungsverläufe vor dem Hintergrund ihrer theoretischen Erklärung anhand der zentralen Parameter ‚Beziehungsentwicklung‘, ‚Institutionalisierung‘ und ‚Ausgestaltung‘ des familialen Alltags besprochen.

3.1 Partnerwahl und Partnerschaft

In der Familiensoziologie, aber auch im Alltagsverständnis gilt in der Regel das Paar als Ausgangs- bzw. Bezugspunkt für die Familie. Somit ist die Frage der Partnerwahl eine zentrale Frage für die Familienentwicklung. Umgekehrt wird in der Familienökonomie die Familiengründung als ein wichtiges Motiv für die Paarbindung erachtet (Becker 1981). Partner finden sich überwiegend in ihren sozialräumlichen Gelegenheitsstrukturen, wobei Ausbildungs- und Arbeitsstätten die wichtigsten „Marktplätze“ sind (Blossfeld/Timm 2003). Die Partnerwahl folgt in erster Linie emotionalen Kriterien, doch lassen sich typische Muster feststellen, so dass sich vor allem in sozio-ökonomischer und sozio-kultureller Hinsicht ähnliche Partner zusammenfinden. Dabei spielen neben den Gelegenheitsstrukturen auch soziale Normen eine bedeutsame Rolle.

In Bezug auf die Partnerschaft lässt sich in den letzten Jahrzehnten eine zunehmende Deinstitutionalisierung (vgl. 2.5) und Individualisierung (vgl. 2.4) feststellen, d.h. die Ausgestaltung der Beziehungen wird immer mehr den Partnern selbst überlassen und somit Gegenstand individueller Erwägungen (Beck 1986). Ehedem regulierende gesellschaftliche Normen haben an Kontrolleinfluss eingebüßt. Im Gegensatz zu Erwartungen der 1950er und 1960er Jahre ist die Ehe keineswegs mehr Voraussetzung für intime Paarbeziehungen, vielmehr kann eine Liebesbeziehung in verschiedenen Formen gelebt werden. Die Partner können getrennt wohnen, ohne Trauschein zusammenleben oder auch heiraten. Diese Wahlfreiheit gilt jedoch vor allem für Paare ohne Kinder, für Eltern ist – insbesondere in Westdeutschland – der Deinstitutionalisierungsprozess weniger stark ausgeprägt.

Als positive Konsequenzen dieser Deinstitutionalisierungs- und Individualisierungstrends werden zunehmende Gestaltungsspielräume wahrgenommen. Die Kehrseite bilden erhöhte Risiken, Unsicherheiten und Ungleichheiten in den unterschiedlichen Beziehungsformen. Im Hinblick auf die gestiegene Optionalität ist auch zu thematisieren, dass gesellschaftliche Rahmenbedingungen diese Wahlmöglichkeiten beeinflussen oder sogar vordstrukturieren: So entstehen z.B. Beziehungen auf Distanz nicht selten vor dem Hintergrund der zunehmenden Anforderungen an Mobilität und Flexibilität, welche sich in modernen Gesellschaften etabliert und im Zuge der Globalisierung immer höhere Bedeutung erlangt haben (Blossfeld et al. 2005).

3.2 *Von der Partnerschaft zur Ehe*

Generell ist ein Trend zu sinkender Heiratsneigung und damit einhergehend zu einem steigenden Anteil von Personen, die auf eine Ehe verzichten, festzustellen. Dabei hat sich insoweit ein neues Ablaufmuster etabliert, als sich die nichteheliche Lebensgemeinschaft als „normales“ Stadium zwischen Partnerschaft und Ehe geschoben hat. Dennoch wird ein Großteil der Paar-Beziehungen in eine Ehe überführt. Die erhöhte Verbindlichkeit und die größeren Ausstiegskosten werden dann zu Vorzügen der Institution, wenn die Beziehung langfristig geplant wird und gemeinsame Investitionen getätigt werden sollen. Unter solchen Vorzeichen fällt eine Kosten-Nutzen-Erwägung (vgl. 2.6) leicht zugunsten einer Heirat aus, wenn wie in Deutschland noch deutliche formale Unterschiede zwischen den Lebensformen bestehen. Hier spielen z.B. Vorteile im Steuerrecht und bei der Sozialversicherung, die sich besonders bei großen Einkommensdifferenzen zwischen den Partnern bemerkbar machen, und die Elternrechte eine Rolle. Dementsprechend ergibt sich je nach (angestrebter) Paarkonstellation eine unterschiedlich hohe Motivation zu heiraten. Eine wichtige Voraussetzung der Ehe bilden vor diesem Hintergrund eine langfristige Bindungswilligkeit und antizipierte Beziehungsstabilität – dies gilt jedoch nicht nur aus familienökonomischer Perspektive. Obgleich man die Entscheidung über eine Heirat durchaus als Kosten-Nutzen-Abwägung modellieren kann, wird die Komplexität des Vorganges besser erfasst, wenn man verschiedene Motivationslagen expliziert.

Unbestritten ist in der neueren Forschung, dass normative Vorgaben für viele Eheschließende eine hohe Bedeutung besitzen (z.B. Schneider/Rüger 2007). Die Heirat wird als wichtige biographische Passage angesehen. Neben die wahrgenommenen materiellen und rechtlichen Vorteile tritt bei vielen die Wertschätzung der Institution, ihrer Bindungskraft und ihres Symbolcharakters. Im Gegensatz zum Eingehen der nichtehelichen Lebensge-

meinschaft, das meist unspektakulär verläuft, wird die Heirat – obwohl sie in den meisten Fällen nach geraumer Zeit des Zusammenlebens erfolgt – als ritualisierter Übergang, üblicherweise in Form eines festlichen Aktes, begangen. So tritt neben die Selbstbindung der Partner auch die öffentliche Darstellung als Paar.

Weiterhin ist zu beachten, dass die Ehe zwar einerseits eine tragfähige Partnerschaft voraussetzt, andererseits aber auch selbst als Stabilisator fungieren kann und mit entsprechenden Erwartungen, wie z.B. Bekräftigung der Beziehung, Erhöhung des Zusammengehörigkeitsgefühles, verbunden wird, was die Investitionsbereitschaft in diese Beziehung stärkt. Ein weiteres Motiv für den Übergang zur Ehe, das gleichermaßen eine Mischung aus eher normativen und pragmatisch-nutzenorientierten Aspekten umfasst, ist der Kinderwunsch bzw. der Übergang zur Elternschaft. Somit werden hier zwei sehr langfristige Entscheidungen und Verpflichtungen miteinander verbunden. Dazu kommt auch – dies gilt für Westdeutschland, nicht jedoch für die neuen Bundesländer – die Vorstellung, dass die Ehe den passenden Rahmen für die Familie darstelle.

Angesichts der in hohem Maße vorhandenen normativen Motivation zur Heirat haben Individualisierungs- und Deinstitutionalisierungsthese (vgl. 2.4 und 2.5) hier eine gewisse, doch eher begrenzte Erklärungskraft. Wahlfreiheit und Ablehnung der Institution sind zudem in der Bevölkerung recht unterschiedlich verteilt, so dass vor allem in den oberen sozialen Schichten und bei stark beruflich Orientierten ein stärker individualisiertes Entscheidungsverhalten vorfindbar ist (Schneider/Rüger 2007). Je stärker sich die Lebensformen Ehe und nichteheliche Lebensgemeinschaft annähern, um so weniger lassen sich entscheidungs- oder differenzierungstheoretische Erklärungen (vgl. 2.6 und 2.1) für die Wahl der Lebensform anführen und umso stärker wirken individuelle und normative Konzepte, die durch die Interaktion der Partner (vgl. 2.3) zu einer geteilten Lebensgestaltung zusammengeführt werden müssen.

3.3 *Generatives Verhalten*

Geringe Fertilitätsraten prägen die familiensoziologische und noch stärker die familienpolitische Diskussion seit längerer Zeit. Ein Absinken der Geburtenraten unter das Bestandserhaltungsniveau war in nahezu allen Industrienationen zu beobachten (vgl. auch den Beitrag zu „Sexualität“ in diesem Band). Ging man bislang vor allem davon aus, dass die niedrige Fertilität in erster Linie eine Folge unerfüllter Kinderwünsche sei, so lassen die neuen Ergebnisse vermuten, dass sich das Aspirationsniveau langsam der Realität anpasst und die soziale Akzeptanz von kinderlosen Lebensentwürfen gestiegen ist.

Einen Hintergrund der sinkenden Bereitschaft, Eltern zu werden, bildet die erhöhte (Planungs-)Unsicherheit angesichts der individuellen biographischen Perspektiven (Blossfeld et al. 2005). Dabei ist zunächst auf die subjektiv und normativ gesetzten Vorbedingungen einer Familiengründung zu verweisen, die relativ hohe Hürden darstellen. In der Regel wird erwartet, dass beim Übergang zur Elternschaft die Ressourcenausstattung gewissen Standards entspricht: Es sollte nicht nur eine abgeschlossene Berufsausbildung vorliegen, sondern auch die Erwerbsintegration befriedigend verlaufen sein, und die materiellen Rahmenbedingungen sollten die künftige Familie tragen können. Haushaltsausstattung und Wohnverhältnisse werden gleichfalls auf den Prüfstand gestellt (IfD 2004). Zudem ist eine tragfähige Beziehung eine schier unverzichtbare Voraussetzung dafür, ein Kind zu bekom-

men (IfD 2004). Unsicherheit in einer dieser wichtigen Ressourcen-Dimensionen senkt die Wahrscheinlichkeit der Entscheidung pro Kind. Die Folge ist, dass der Übergang zur Elternschaft immer später erfolgt, vor allem aufgrund langer Ausbildungszeiten und erschwerter Berufseinmündung (vgl. Blossfeld et al. 2005). Die Forderung des Arbeitsmarktes nach Flexibilität und Mobilität verstärken und verlängern die genannten Unsicherheiten weiter und bedingen Aufschub oder gar das gänzliche Ausbleiben der Familiengründung. Subjektiv spielen in diesem Kontext die Erwartungen von negativen Konsequenzen der Elternschaft eine bedeutsame Rolle, wie verschiedene Studien belegen. Die geschilderten Einflussfaktoren lassen sich gut mit institutionellen und funktionalistischen Paradigmen darstellen. Es wirken normativ verankerte und in Leitbildern der Elternschaft eingewobene Richtlinien – dies betrifft ganz besonders den Aufschub der Elternschaft. In den Argumenten gegen eine Familiengründung spiegeln sich Ängste sowie Unsicherheit und zeigen, dass die genannten Vorgaben nicht erfüllt scheinen.

In der modernen Familiensoziologie werden zur Erklärung des fertilen Verhaltens vor allem entscheidungstheoretische Paradigmen herangezogen (z.B. Brüderl 2006, vgl. auch 2.6). In diesem Kontext stellt sich die Frage, welche Kosten- und Nutzenarten Kindern grundsätzlich attribuiert werden können. Da Kinder in unserer Gesellschaft nicht mehr als Arbeitskräfte zum Familieneinkommen beitragen, spielen auf der Positivseite vor allem ihr Eigenwert (Sinn, Freude) und die emotionale Bindung eine Rolle. Demgegenüber sind die Kosten von Kindern sehr vielfältig, wobei sowohl diverse direkte Aufwendungen, wie Unterhalt, Mehrausgaben für Wohnen etc., als auch indirekte Kosten, wie entgangenes Einkommen, Verlust von Anwartschaften und Zeitaufwand, ins Kalkül zu ziehen sind (Becker 1993). Der Weg in die Elternschaft wird als eine Abwägung zwischen den erwarteten Anforderungen und den vorhandenen Ressourcen sowie zwischen antizipierten Kosten und Gratifikationen des Lebens mit Kindern interpretiert. Ein Modell zur Erfassung dieser unterschiedlichen Erwartungen an die Elternschaft bildet der sogenannte „Value-of-Children-Ansatz“ (z.B. Nauck 2001), wobei verschiedene Versionen existieren, die positive und negative Assoziationen in unterschiedlicher Differenziertheit abbilden. Die Bedeutung der Elternschaft für die eigene Lebensgestaltung wie auch die erwarteten Nachteile daraus sind in hohem Maße abhängig von gesellschaftlich und sozialisatorisch vermittelten Werten, den individuellen biographischen Erfahrungen und Einstellungen und den materiellen sowie immateriellen Ressourcen.

Trotz der aktuellen Dominanz entscheidungstheoretischer Paradigmen ist ihre Erklärungskraft für die Frage der Familiengründung keineswegs unumstritten. Vor allem die „Empirie verweist auf Ambivalenzen, Verunsicherungen und Entscheidungsunsicherheit“ (Burkart 2002: 36). Gerade bei diesem Übergang spielen „viele irrationale, emotionale, kulturell bestimmte und sozialisationsbedingte Momente eine Rolle“ (Huinink/Konitzka 2007: 151), weshalb normative und wertorientierte Aspekte als eigenständige Einflussfaktoren zu berücksichtigen seien. Familiäre Entwicklungen sind daher nur bedingt als logisch stringente Entscheidungsprozesse interpretierbar.

3.4 Aufgabenteilung in der Familie

Der Übergang zur Elternschaft ist – besonders ausgeprägt in Westdeutschland – zumeist mit einer Veränderung in der familialen Aufgabenteilung verbunden. Diese vollzieht sich

vor dem Hintergrund, dass in Westdeutschland die Erwartung vergleichsweise hoch ist, dass Mütter ihre Kinder selbst betreuen und nicht in Einrichtungen geben (IfD 2004), während die Väter die Ernährerrolle übernehmen. Folglich nehmen die meisten Frauen eine „Auszeit“ oder reduzieren ihren zeitlichen Einsatz im Berufsleben, um sich der Familienarbeit widmen zu können. Die Frage, wie lange bzw. in welchem Umfang dies geschieht, variiert stark mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, insbesondere mit den durch Kinderbetreuungsangebote und steuerrechtlich gesetzten positiven und negativen Anreizen zur Erwerbstätigkeit von Müttern, den Elternurlaubsregelungen und den faktischen Lohnunterschieden zwischen Männern und Frauen. In den neuen Bundesländern erscheint ähnlich wie in den egalitären Geschlechterregimen der skandinavischen Länder das Familienleben in deutlich höherem Maße mit einer Müttererwerbstätigkeit vereinbar und die institutionelle Betreuung auch für Kleinkinder als akzeptable Lösung.

Die Neigung der (westdeutschen) Eltern zur geschlechtsspezifischen Differenzierung der familialen Aufgaben erweist sich theoretisch wie alltagspraktisch in verschiedener Hinsicht als problematisch. Spezialisierungsgewinne aus dieser Aufgabenteilung können nicht realisiert werden, da es sich nicht (mehr) um eine generelle und dauerhafte Lösung handelt. Vielmehr bewegen sich Eltern immer mehr zwischen zwei Systemen – Erwerbs- und Familiensystem – die sich durch deutlich unterschiedliche, teils sogar konfligierende Anforderungen und Binnenstrukturen auszeichnen. Je nach Dauer und Umfang des Ausstiegs und der Höhe der beruflichen Position kann dies zu relativen Nachteilen derjenigen führen, die sich der Familientätigkeit widmen. Aufgrund der vorliegenden Aufgabenteilung betrifft dies fast ausschließlich die Frauen (Bertram 2006). Das „male breadwinner/female housewife model“ passt nicht mit berufsorientierten Biographientwürfen von Frauen zusammen (vgl. auch den Beitrag zu „Geschlecht“ in diesem Band). Gerade Akademikerinnen in Westdeutschland schieben daher aus Furcht vor der „Traditionalisierungsfalle“ der innerfamilialen Arbeitsteilung den Übergang zur Elternschaft auf oder verzichten überdurchschnittlich oft vollkommen auf eigene Kinder.

Abhilfe könnte hier eine weniger geschlechtsspezifisch ausgerichtete Aufgabenteilung schaffen (Krüger 2006). Aktive Väter, die Familien- und Erziehungstätigkeit übernehmen, bedeuten eine Entlastung für ihre Frauen und fördern zugleich die Akzeptanz der Vereinbarkeit, indem sie familiäre Belange stärker im Erwerbssystem sichtbar werden lassen. Indikatoren wie die mit Kindern verbrachte Zeit und der Anteil von Vätern, die sich an der Elternzeit beteiligen, zeigen, dass es zunehmend mehr Männer gibt, die sich aktiv ihrer Familie widmen, auch wenn eine Unterbrechung der Berufstätigkeit oder Teilzeitarbeit für sie noch immer nur sehr selten in Frage kommt.

In Bezug auf die Aufgabenteilung liegt es nahe, eine rollentheoretische Perspektive einzubeziehen, denn Einstellungen und Haltungen in diesem Bereich sind in hohem Maße durch Geschlechtsrollen geprägt und die Geschlechtsidentitäten werden im Rahmen der partnerschaftlichen Interaktion hergestellt (Fenstermaker et al. 1991). Neben dem sogenannten „Doing-gender-Ansatz“ können auch ökonomische Erklärungen herangezogen werden: Es scheint opportun, dass die Frau den Part der Erziehenden übernimmt und beruflich pausiert bzw. reduziert, weil bzw. wenn sie weniger verdient als der Mann, was bei den meisten Paaren der Fall ist. Hinzu kommen austauschtheoretische Aspekte: Aufgrund der niedrigeren Beiträge zum Familienbudget haben Frauen eine geringere Verhandlungsmacht; es ist für sie daher schwieriger, ihre Arbeitsteilungswünsche durchzusetzen. Diese

schlechtere Position verschärft sich durch den Wechsel zum Ernährermodell noch, so dass eine Rückkehr zu mehr egalitären Mustern immer schwieriger wird (Blossfeld et al. 2006).

3.5 *Trennung und Scheidung*

Zunehmende Trennungs- und Scheidungsraten lassen sich in allen Industrienationen beobachten. Erklärt wird dies zum einen dadurch, dass sich die Wertvorstellungen und in Wechselwirkung damit auch die rechtlichen Rahmenbedingungen gelockert haben. Ehen werden heute nicht mehr unbedingt „fürs Leben“ geschlossen, vielmehr ist es legitim, unbefriedigende Beziehungen aufzulösen – nicht zuletzt, um die Chance auf ein neues Glück zu bekommen. Trennungen und Scheidung werden nicht mehr diskriminiert, und der formale Prozess, den Scheidungswillige durchlaufen müssen, wurde in den letzten Jahrzehnten durch verschiedene Gesetzesreformen entdramatisiert. Zum anderen haben sich die Lebensformen und deren Rahmenbedingungen in den vergangenen fünfzig Jahren so entwickelt, dass Scheidungen sozio-ökonomisch möglich – wengleich oftmals schwierig – sind. Eine Reihe von Faktoren verringern die Abhängigkeit beider Partner und erleichtern die Trennung. Dazu zählen die geringe Kinderzahl und die Veränderungen der Rolle der Frau, welche heute mit Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung verknüpft und nicht mehr auf das „Dasein für andere“ reduziert wird (Beck-Gernsheim 1983).

Frauen und Männer definieren sich heute nicht mehr in erster Linie über ihre familiäre Herkunft oder die eigene Familie, sondern über ihre individuellen Leistungen, ihre beruflichen Positionen oder persönlichen Einstellungen, Lebenspläne und im Rahmen ihrer sozialen Milieus. Diese veränderten Orientierungen tragen aber auch zur Instabilität von Beziehungen bei. Die Partnerschaft wird zunehmend ausschließlich als emotional-affektive Beziehung definiert, wobei hohe Ansprüche an deren Qualität gestellt werden. Enttäuschungen dieser Erwartungen führen – vor allem bei kinderlosen Paaren – vergleichsweise leicht zu einer Lösung. Alternativen zu haben, relativiert das Vorhandene – dies gilt auch für potenzielle neue Partner und so steigt mit zunehmender Bewegung auf dem Heiratsmarkt die Wahrscheinlichkeit von Trennung und Scheidung erneut.

Gemeinsame Kinder zählen demgegenüber aus mehreren Gründen zu den ehestabilisierenden Faktoren: Erstens sind Mütter, wie oben beschrieben, deutlich weniger sozio-ökonomisch unabhängig bzw. selbstständig als kinderlose Frauen; zweitens verbinden Kinder die Partner und drittens wird es als günstig für die Kinder erachtet, wenn sie in einer „intakten Familie“ aufwachsen.

Trennung und Scheidung können als Indikatoren für die fortgeschrittene Deinstitutionalisierung (vgl. 2.5) von Paarbeziehungen gesehen werden. So hat die Institution Ehe nicht nur an Selbstverständlichkeit, sondern auch hinsichtlich der Gültigkeitsdauer und der Modalitäten ihrer Lösung an Bedeutung und Strenge eingebüßt. Auf individueller Ebene wird der Weg zur Trennung allerdings meist als Entscheidungsprozess (vgl. 2.6) modelliert, in dessen Zusammenhang von den Akteuren positive Effekte negativen Erwartungen gegenüber gestellt werden (Esser 2002). Demgegenüber ist festzuhalten, dass das Scheitern einer Beziehung zumeist mit Versagens- und Verlustgefühlen verbunden wird, sich im Vorfeld oftmals Unzufriedenheit über längere Zeit aufbaut, bis Konsequenzen gezogen werden. Auch ist zu bedenken, dass ein Partner alleine in der Lage ist, die Beziehung aufzukündigen, so dass dem anderen gar keine Entscheidungsmöglichkeit bleibt. In diesem Kontext

zeigen die entscheidungstheoretischen Paradigmen wichtige Einflussfaktoren auf, können das Feld aber nicht gänzlich erklären.

4 Fazit zum gegenwärtigen Stand der Familiensoziologie

In der familiensoziologischen Theorie stoßen wir gegenwärtig auf eine weitgehende Dominanz erklärender Mikrotheorien, die auf der familialen Beziehungsebene bzw. sogar auf der Individualebene ansetzen. Insbesondere den modernen Entscheidungstheorien, die in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich weiterentwickelt wurden, kommt heute eine große Bedeutung zu. Die klassischen, überwiegend makrosoziologischen Zugänge spielen in der aktuellen Debatte hingegen nur noch eine untergeordnete Rolle (vgl. Burkart 2006).

Familiensoziologie wird heute als Teilgebiet der Lebenslauforschung gelehrt und betrieben, da sich lebenslauf- und mehrerebenenbezogene Handlungstheorien bei der Erklärung familialer Prozesse als tragfähigstes Fundament erwiesen haben. Insgesamt zeichnet sich die Familiensoziologie inzwischen durch eine starke empirische Ausrichtung und eine große Differenzierung der behandelten Fragestellungen aus. Dabei droht in vielen familiensoziologischen Untersuchungen die Gefahr einer reinen „Variablensoziologie“ oder „Demographisierung“ der Familiensoziologie, da insbesondere für neuere Familienformen fundierte makrotheoretische Erklärungsansätze fehlen.

Familie ist – wie gezeigt werden konnte – durch komplexe Strukturen und eine zunehmende Dynamik gekennzeichnet. Damit sind auch die „alternativen“ Lebensformen, die vor, anstatt und nach der Familie zur Wahl stehen, ins Blickfeld gerückt. Diese Veränderungen machen aber auch deutlich, dass eindimensionale theoretische wie empirische Zugänge zum Themenbereich „Familie“ nicht tragfähig sind. Da viele der heute häufig auftretenden Lebensformen nicht als „Familien“ einzustufen sind, wäre das Themenfeld der Familiensoziologie im strengen Sinne sehr eng gefasst. Dabei ist es für den Erkenntniszuwachs bezüglich familienbezogener Entscheidungen und Übergänge von großer Bedeutung, dass sich die familiensoziologische Forschung u.a. mit kinderlosen Paaren befasst. Manche Forscher bevorzugen daher den sperrigen Terminus einer „Soziologie der privaten Lebensformen“.

Die empirische Familiensoziologie ist heute so ausdifferenziert, aktiv, aber auch institutionell etabliert wie nie zuvor. Und dennoch klagen alle, die sich der Familienforschung widmen, über mangelnde Daten, unzureichende Informationen – und das völlig zu Recht. Es ist der Gegenstand selbst, der diese „Probleme“ mit sich bringt:

Erstens ist Familie aufgrund ihres Prozesscharakters nur aus der biographischen Perspektive heraus wirklich erfassbar. Das heißt aber auch, dass wir valide Informationen über familiäre Ereignisse, wie z.B. die Fertilität bestimmter Kohorten, erst nach einem langen Zeitraum gewinnen können. Dann aber haben sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bereits geändert und es stellt sich die Frage, ob die Erkenntnisse auf nachfolgende Kohorten übertragbar sind.

Zweitens verschränken sich in Bezug auf familiäre Prozesse verschiedene Motivationsstränge in kaum trennbarer Weise. So wirken normative, funktionale, emotionale und soziale Aspekte zugleich – auf evtl. biologische Triebfedern wollen wir hier nicht eingehen. Doch ist darauf hinzuweisen, dass gerade in diesem Bereich nicht alle Motive den Akteuren bewusst sind und emotionale Aspekte alle Rationalität dominieren können.

Drittens sind familiäre Übergänge ein höchst kompliziertes Zusammenspiel der (bewussten und unbewussten) Intentionen (mindestens) zweier Menschen. Der Komplexität der Interaktionsprozesse, der Schwierigkeit ihrer Interpretation, den Tücken von Missverständnissen etc. wurde u.E. in letzter Zeit viel zu wenig Beachtung beigemessen.

Angesichts der inhaltlichen Nähe der empirischen Familiensoziologie zur Demographie und der Tatsache, dass Familiensoziologie nur ein Teilgebiet der interdisziplinären Familienforschung ist, stellt sich die Frage nach dem spezifischen Beitrag und dem genuine Gegenstandsbereich der Soziologie innerhalb der Familienforschung. Familiensoziologie konkurriert in ihren zentralen Fragestellungen mit der Demographie, die das Ziel hat, Bevölkerungsentwicklungen statistisch exakt zu erfassen und Regelmäßigkeiten im demographischen Wandel aufzudecken, aber auch mit der Ökonomie. Beide Disziplinen zielen in erster Linie auf strukturelle Merkmale ab. Würde man ihnen die Analyse familialen Wandels überlassen, würde dies zu einer Verengung führen. Die Familiensoziologie analysiert demgegenüber die soziale Bedingtheit und die intendierten wie unintendierten Folgen familialen Handelns unter Berücksichtigung institutioneller Regelungen, kultureller Einflussfaktoren und subjektiver Determinanten. Die Weiterentwicklung der soziologischen Familientheorien und ihre gezielte Überprüfung in zeitnahen empirischen Längsschnittstudien ist daher die zentrale Herausforderung und Aufgabe der Familiensoziologie.

Eine werturteilsgesteuerte „Wissenschaft“ ist ohne Zweifel unbrauchbar. Dafür finden sich in den moralisierenden Vorläufern und frühen Entwicklungsphasen der Familiensoziologie viele Beispiele. Schwierigkeiten, Studienergebnisse im Bereich der Familienforschung neutral zu interpretieren, treten aktuell immer wieder bezüglich der Auswirkungen von Frauenerwerbstätigkeit und institutioneller Kinderbetreuung auf Fertilitätsentscheidungen und die Entwicklung der Kinder auf. Dahinter steht das grundsätzliche Problem, dass der Gegenstand der Familienforschung emotional besetzt ist und außerdem im politischen Interesse steht. Settles (2000: 190) betont daher die besondere Verantwortung der Familiensoziologie: „Family sociologists have a stake in the welfare and quality of life of families and households. We are not above the fray only documenting and commenting. The problems we choose to investigate, the recommendations we promulgate, the theories we propose to explain phenomena are part of the social and political discourse that leads to how issues that affect families are addressed.“ Gerade in Deutschland ist die Verzahnung der Familienforschung mit der praktischen Familienpolitik relativ stark ausgeprägt, wie beispielsweise die regelmäßige Erstellung von bis dato insgesamt sieben Familienberichten durch eine unabhängige Kommission von Sachverständigen sowie die Existenz eines ständigen „Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen“ beim Bundesfamilienministerium zeigen. Familiensoziologie hat in diesem Kontext die Aufgabe eines „Frühwarn-Systems“ und kann als kritische Instanz in den sozialpolitischen Debatten betrachtet werden.

Die familiensoziologische Forschung in Europa, Nordamerika und zunehmend auch in asiatischen Ländern ist stark vernetzt und steht in internationalen Publikationen, im Rahmen vergleichender Studien sowie auf Konferenzen im Austausch. Andere Teile der Erde, insbesondere Afrika und Lateinamerika, sind demgegenüber in internationalen Schriften der Familiensoziologie noch immer deutlich unterrepräsentiert (vgl. Settles 2000: 189).

Literatur

- Alwin, Duane F./McCammon, Ryan J. (2003): Generations, Cohorts, and Social Change. In: Mortimer et al. (2003): 23-49
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Becker, Gary S. (1993): Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens. Tübingen: Mohr
- Becker, Gary S. (1981): A Treatise on the Family. Cambridge, Mass./London: Harvard UP**
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): Vom Dasein für andere zum Anspruch auf ein Stück eigenes Leben. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt 34: 307-340
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1998): Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München: Beck
- Bertram, Hans (2006): Nachhaltige Familienpolitik und die Zukunft der Kinder. In: Bertram et al. 2006: 13-21
- Bertram, Hans/Krüger, Dorothea/Spieß, Katharina (Hrsg.) (2006): Wem gehört die Familie? Leverkusen: Barbara Budrich
- Blossfeld, Hans-Peter/Mills, Melinda/Klijzing, Erik/Kurz, Karin (2005): Globalisation, uncertainty and youth in society. London: Routledge
- Blossfeld, Hans-Peter/Schulz, Florian (2006): Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 58(1): 23-49
- Blossfeld, Hans-Peter/Timm, Andreas (eds.) (2003): Who marries whom? Educational systems as marriage markets in modern societies. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers
- Blumberg, Rae Lesser (ed.) (1991): Gender, family, and economy: The triple overlap. Newbury Park, Calif: Sage
- Brüderl, Josef (2006): Was kann familiensoziologische Theorie? Korreferat zum Beitrag von Günter Burkart. In: Zeitschrift für Familienforschung, 18, 2: 206-212
- Burkart, Günter (2002): Entscheidung zur Elternschaft revisited. Was leistet der Entscheidungsbegriff für die Erklärung biographischer Übergänge? In: Zeitschrift für Familienforschung Sonderheft, 2-2002: 23-49
- Burkart, Günter (2006): Positionen und Perspektiven. Zum Stand der Theoriebildung in der Familiensoziologie. In: Zeitschrift für Familienforschung 2/2006: 175-205
- Diekmann, Andreas/Weick, Stefan (Hrsg.) (1993): Der Familienzyklus als sozialer Prozess. Sozialwissenschaftliche Schriften, Heft 26, Berlin: Duncker & Humblot
- Esser, Hartmut (2002): In guten wie in schlechten Tagen? Das Framing der Ehe und das Risiko zur Scheidung. Eine Anwendung und ein Test des Modells der Frame-Selektion. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Jg. 54: 27-63
- Fenstermaker, Sarah/West, Candance/Zimmerman, Don H. (1991): Gender Inequality. In: Blumberg 1991: 289-307
- Foa, Edna B./Foa, Uriel G. (1980): Resource Theory. In: Gergen et al. (1980): 77-101
- Gergen, Kenneth J./Greenberg, Martin S./Willis, Richard H. (eds.) (1980): Social Exchange: Advances in Theory and Research. New York: Plenum
- Heinz, Walter R./Marshall, Victor M. (eds.) (2003): Social dynamics of the life course. Transitions, institutions, and interrelations. New York: Aldine de Gruyter
- Hill, Paul B./Kopp, Johannes (2006): Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. 4. Aufl. Wiesbaden: VS**

- Huinink, Johannes/Konietzka, Dirk (2007): Familiensoziologie. Eine Einführung. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag**
- Institut für Demoskopie Allensbach (IfD) (2004): Einflussfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der 18- bis 44-jährigen Bevölkerung. Allensbach
- König, René (1976): Soziologie der Familie. In: König et al. (1976): 1-217**
- König, René/Rosenmayr, Leopold (Hrsg.) (1976): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 7. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag/dtv
- Krüger, Dorothea (2006): Geschlechtsrollen im Wandel – Modernisierung der Familienpolitik. In: Bertram et al. (2006): 191- 206
- Lüscher, Kurt/Liegle, Ludwig (2003): Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Konstanz: UVK
- Lüscher, Kurt/Schultheis, Franz/Wehrspau, Michael (Hrsg.) (1988): Die »postmoderne« Familie. Konstanz: Universitätsverlag
- Mayer, Karl Ulrich (2005). Life Courses and Life Chances in a Comparative Perspective. In: Svallfors (2005): 17-55
- Meyer, Thomas (1992): Modernisierung der Privatheit. Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse des familialen Zusammenlebens. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Meyer, Thomas (1993): Der Monopolverlust der Familie – Vom Teilsystem der Familie zum Teilsystem privater Lebensformen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 45: 23-40
- Mortimer, Jeylan T./Shanahan, Michael J. (eds.) (2003): Handbook of the Life Course. New York et al.: Kluwer Academic/Plenum Publishers
- Nauck, Bernhard (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 53, Heft 3/2001: 407-435
- Nave-Herz, Rosemarie (2004): Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. Weinheim/München: Juventa**
- Parsons, Talcott (1964): Beiträge zur soziologischen Theorie. Neuwied/Berlin: Luchterhand
- Parsons, Talcott/Bales, Robert F. (1956): Family. Socialization and Interaction Process. In collaboration with James Olds, Morris Zelditch and Philip E. Slater. London: Routledge & Kegan Paul
- Peuckert, Rüdiger (2007): Familienformen im sozialen Wandel. 7. Aufl. Wiesbaden: VS**
- Quah, Stella R./Sales, Arnaud (eds.) (2000): The International Handbook of Sociology. London/Thousand Oaks/New Delphi: Sage
- Schneider, Norbert F./Rüger, Heiko (2007): Der subjektive Sinn der Ehe und die Entscheidung zur Heirat. In: Zeitschrift für Soziologie, 36, 2: 131-152
- Settles, Barbara H. (2000): Sociology of the Family: Global Advances and Challenges. In: Quah et al. (2000): 173-196
- Strohmeier, Klaus-Peter (1993): Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen im Lebensverlauf. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B17/1993: 11-22
- Svallfors, Stefan (ed.) (2005): Analyzing Inequality: Life Chances and Social Mobility in Comparative Perspective. Palo Alto, Calif.: Stanford University Press
- Thibaut, John W./Kelley, Harold H. (1959): The Social Psychology of Groups. New York: Wiley
- Tyrell, Hartmann (1988): Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher et al. (1988): 145-156